

## „Distinguo.“

„Distinguo. Mängel und Liebelstände im heutigen Katholizismus nach Professor Dr. Schell in Würzburg und dessen Vorschläge zu ihrer Heilung. Ein Wort zur Verständigung von Dr. C. Braun, Dompropfarrer in Würzburg,“ betitelt sich die erste Schrift, welche zu den von Professor Dr. Schell angeregten Fragen Stellung nimmt. Der Zusatz „zur Verständigung“ zeigt die Absicht, in welcher die Schrift geschrieben worden ist. Niemand wird wohl annehmen wollen, daß in einer einzigen Schrift alle Punkte, welche durch Schell zu einer Prüfung und Besprechung nahegelegt werden, eingehend und allseitig berücksichtigt werden können. Es wird eine Reihe von Darlegungen notwendig werden, um nach jeder Seite in der Schell'schen Schrift das Berechtigte vom Unberechtigten zu sondern und insbesondere mit positiven Vorschlägen und Hilfsmitteln den vorhandenen Liebelständen, Mängeln und Unvollkommenheiten entgegenzutreten und entgegenzuwirken.

Zwei große Vorzüge hat nun die Schrift von Dompropfarrer Dr. Braun, einmal in der schlichtesten Weise den aus der Schell'schen Schrift vielen auch Wohlgefunten wie ein erlösendes Evangelium entgegenbringenden Auf nach Fortschritt als keineswegs Schell'sches Ureigenthum zu zeigen, — kein Geringerer als Papst Leo XIII. und das vatikanische Concil erhält hiezu das Wort, — sodann insbesondere die Grundfrage offen zu stellen, um welche es sich bei der Beurtheilung der Schell'schen Vorschläge und der ihm eigenen Ansicht über die Quelle der vorhandenen Mißstände handelt. Schell selbst präcisirt in der vierten Auflage (S. 96) seine Auffassung dahin, daß sein „Angriff gegen den Jesuitenorden . . . der objectiven, in der Logik der Sache selbst liegenden Wirkung seines (d. i. des Jesuitenordens, moralistischen) Gottesbegriffs und seiner theologischen Richtung gilt, welche eben der ganzen Auffassung und seelsorgerlichen Behandlung der Religion ein eigenthümliches Gepräge von Mikrologie geben und seines Erachtens zu Erscheinungen führten, welche von aktuellem Interesse sind.“

Braun will nun „versuchen, in die schwierigen Fragen, um die es sich im Streite Schell's mit den übrigen Gelehrten handelt, den nicht fachmännisch in der Theologie gebildeten Laien einen Einblick zu verschaffen“. Dabei verfolge ich nicht den Zweck, über die theologische Streitfrage ein Urtheil zu ermöglichen; nur den Standpunkt will ich bezeichnen, welchen Schell in diesem Streite einnimmt; denn sonst kann man seine Schrift überhaupt nicht hinreichend verstehen. In ihr dreht sich alles um den richtigen Gottesbegriff, um Aseitität, Molinismus, Mikrologie, Schule der Jesuiten und Germaniker. (Braun, S. 41). Die beiden Abschnitte „IV. Der Gottesbegriff. Aseitität“ und „V. Die Jesuitengefahr. Der Molinismus“ sind dieser Absicht gewidmet. —

So soll denen, welche sich unterrichten und selbst prüfen wollen, die Möglichkeit gegeben werden, ihr eigenes Urtheil sich zu bilden, ob wirklich an der „Inferiorität der Katholiken“, deren Wesen und Geschichte im Abschnitt II besprochen wird, in der That die theologische Auffassung der Jesuiten über eine Reihe von Streitfragen auf dem Gebiete der Glaubenslehren die Schuld trägt, oder ob die von Schell nahegelegte Ansicht berechtigt ist, daß die Inferiorität der Katholiken

daraus entspringe, daß man die von Schell bevorzugten gelehrten Schulmeinungen nicht annahm, und daß Heilung nur davon zu hoffen sei, daß man sich auf die von ihm empfohlene Partei der Schulgelehrten schlage (Braun, S. 16). — Es ist diese aufgeworfene Frage für die Entwicklung der Streitsache von entscheidender Bedeutung. In letzter Linie handelt es sich darum: Wird wirklich der Katholizismus dem „Jesuiten-System“ abschwören müssen oder ist die Behebung der Mißstände bei dem einen oder anderen System gleich gut möglich? Greifen diese Fragen des Lebens, die zunächst angeschnitten sind, wirklich so tief? Oder liegen sie mehr an rein äußeren Umständen? Gilt es nicht überhaupt in der Religion das „menschliche und menschelnde“ Element hüben und drüben zu bekämpfen?

Die geschichtlichen Ausführungen Dr. Brauns zur Frage der „Inferiorität“, zum Leo Taxil-Schwindel, zur thatsächlichen Bedeutung der Jesuitenschule, seine Darlegung zu Mannings „Neun Hindernissen“ und das Kapitel „Zwölf Gefahren nach Cardinal Manning“ bieten reichen Stoff, gerade über diese grundlegenden Fragen sich klar zu werden.

Wir haben nur den Wunsch, daß jene, welche Schells Schrift sich zu Eigen gemacht, mit der „Grundfrage“ nach Brauns Darlegungen sich beschäftigen und dieselbe auf die real gegebenen Verhältnisse unter rechter geschichtlicher Würdigung und dem Streben nach praktischer Arbeit anwenden mögen.

## Briefe Napoleons I.

Briefe Napoleons I. sind soeben in zwei Bänden bei Plon in Paris erschienen. Auszüge veröffentlicht jetzt die „Köln. Ztg.“. Ohne Zweifel ist Napoleon I. einer der fruchtbarsten Briefschreiber der Welt gewesen; wie er sich mit allem beschäftigte, so schrieb er auch überall, über alles und an alle, über Päpste, Cardinale und Priester, über Arme und Marine, über Frau von Staël und Schauspielerinnen. Selbst vor und unmittelbar nach den Schlachten war er mit der Feder thätig, und aus seiner Nießengeschäftigkeit ist es zu erklären, daß die Gesamtzahl seiner in den Nationalarchiven und Ministerien aufbewahrten Briefe, dem Urtheile des fachkundigen Taine zufolge, die stattliche Höhe von 80,000 erreicht.

Napoleon III. hatte den Prinzen Napoleon mit der Veröffentlichung beauftragt, dieser aber nahm den Auftrag nur unter zwei Bedingungen an: erstens, daß aus dem Ausschusse zwei ihm mißliebige Persönlichkeiten, der Marschall Vaillant und der Schriftsteller Mérimée, ausgemerzt würden, und zweitens, daß die übrigen Ausschussmitglieder an die Arbeit mit dem festen Vorsatze heranträten, „den Kaiser vor der Nachwelt so erscheinen zu lassen, wie er selbst sich ihr zeigen wollte“. Und daraufhin denn kam eine Ausgabe gleichsam in usum Delphini zu Stande, welche die kaiserliche Familie schonte. Die jetzt publicirten Briefe waren damals auch deshalb von der Publication ausgeschlossen, weil sie geeignet schienen, die „legendarische Persönlichkeit“ des Sohnes von Ajaccio zu entstellen und seinem „Prestige“ Abbruch zu thun. Eigentlich hätte man dem Prinzen Napoleon eine solche Rücksichtnahme kaum zutrauen sollen; er war cynischer Natur und pflegte sich ebenso cynisch und absprechend auszudrücken, wie sein großer Großvater. Aber unter den Familienmitgliedern,

die der Kaiser mit seiner Galle bedachte, befand sich auch des Prinzen Napoleon eigener Vater Hieronymus, weiland König von Westfalen, der in den Briefen noch am schlechtesten wegkam.

Mit einer Deutlichkeit, bar jeder Hülle, gibt sich Püttias berühmtester Sproß in den Briefen als verschlagener, ewig mißtrauischer und stets brutaler Despot, der an alles denkt, alles im Auge hat und sich in alles mengt, der überall und immer schnell und gewaltthätig eingreift, der eine Sprache führt, die ebenso scharf und grob ist, wie die Maßregeln, die durch sie verfügt werden.

Die Briefe sind an die verschiedensten Persönlichkeiten gerichtet: an den Grafen Rémusat, den Minister des kaiserlichen Hauses, der auch die Theater zu beaufsichtigen hatte; an Lavalette, den Generalpostmeister; an den Kriegsminister Clarke, Herzog von Feltre; an die beiden Polizeiminister Fouché, Herzog von Otranto, und Savary, Herzog von Rovigo; an den Prinzen Eugen, Vicekönig von Italien; an den Fürsten Borghese, Napoleons Schwager, den Generalgouverneur des Gebietes jenseits der Alpen; an Marie Louise, Napoleons zweite Gattin; an Louis Napoleon, den König von Holland" u. s. w.

Die ergößlichsten sind die an Rémusat und Fouché. Rémusat gegenüber spricht sich der Kaiser über die Wahl der Stoffe für Theaterstücke und Ballets aus. Ein Ballet, das den „Tod Abels“ behandelt, läßt der Kaiser zur Aufführung zu, aber, wie er bemerkt, die biblischen Stoffe behagen ihm nicht für die Bühne, diese Stoffe soll man der Kirche überlassen. Dagegen soll bei der Stoffwahl die griechische und römische Geschichte bevorzugt und die Autoren sollen in diesem Sinne verständigt werden. Ein andermal beschwert sich der Kaiser bitter über die Aufführung eines „Die Intrigantin“ betitelten Stückes. Es sei unglaublich, daß man mit einem so erlangweiligen Nachwerk den Hof habe anreden können. Obendrein könne das Stück bei all seiner Trottelhaftigkeit auch mißverstanden werden. Wie sei es möglich, daß die Censur das Produkt eines solchen Tölpels freigegeben habe? Die betreffenden Censoren seien entweder Einfaltspinsel oder Uebelwollende (malveillants — dieses Wort gebraucht Napoleon sehr oft). Auf jeden Fall solle der Minister unter den Censoren strenge Musterung halten.

An Fouché wendet sich der Kaiser anlässlich des Tages einer Versammlung von Cardinälen. Dem Kaiser ist zu Ohren gekommen, daß die Cardinäle mit anonymen Briefen überschüttet werden, die darauf abzielen, Agitationen wachzurufen. Suchen Sie herauszubekommen, schreibt der Kaiser, wer diejenigen sind, die „alten Schwachköpfe“ (vieux imbéciles) in Bewegung zu setzen. Bemerkenswerth ist ein Brief nach der Schlacht bei Großgörschen (am 2. Mai 1813), den er aus Koblenz am 6. Mai an die Kaiserin mit der Bitte schickte, sie möge folgendes Rundschreiben an die Bischöfe versenden lassen: „Der vom Kaiser und König, unserem liebwerthen Gatten und Herrscher, auf dem Felde von Lützen davongetragene Sieg soll nur als ein besonderes Zeichen des göttlichen Schutzes betrachtet werden. Wir wünschen, daß Sie sich bei Empfang dieses mit dem, den es angeht, in Verbindung setzen, um ein Te Deum singen zu lassen und dem Gott der Heerschaaren Dank abzusagen, und daß Sie Gebete, wie Sie es für das Passendste halten, hinzufügen, um den göttlichen

Schutz auf unsere Waffen herabzusenden, besonders zur Erhaltung der geheiligten Person des Kaisers, den Gott vor jeder Gefahr behüte! Seine Erhaltung ist ebenso zum Glücke Europa's und dem des Reiches nöthig, wie zu dem der Religion, welche er gehoben hat und bestimmt ist, zu befestigen. Er ist ihr aufrichtigster und wahrster Beschützer.“ Vor der Sprache der Bischöfe hat er wenig Achtung, denn „ich bin ebenso sehr Theologe, wie sie, und noch mehr“. Die „bösen Priester“ will er schlimmer behandeln, als einfache Bürger, weil sie unterrichtet sind und einen heiligen Charakter besitzen.

Zwei Tage nach der Hochzeit mit Erzherzogin Louise von Oesterreich geht ein Schreiben Napoleons an den Prinzen Eugen ab, das den gemessenen Befehl enthält, den Erzbischof von Bologna, Cardinal Oppozoni, schnelligst seiner Aemter und Würden zu entsetzen. Ich habe diesen Kerl (den Erzbischof!), sagt Napoleon, mit Auszeichnungen und Wohlthaten überhäuft, ich habe seine Schurkereien zugebedt, ich habe ihn einem strafrechtlichen Verfahren entzogen, und nun wagt es dieser Kerl, meiner Hochzeit fern zu bleiben u. s. w. Oppozoni war nicht zur Vermählungsfeier Napoleons in Paris erschienen, und darum wurde er kurzer Hand beseitigt. Nicht glimpflicher als die Cardinäle behandelt Napoleon den Papst. Der Kaiser findet, daß der Papst sich in seiner Gefangenschaft zu Savona schlecht betrage. In einem Schreiben an den Fürsten Borghese wird das auseinandergelegt, und gleichzeitig wird gesagt, wie dieses schlechte Betragen zu ahnden sei. Napoleon will den Papst damit bestrafen, daß er ihm den Hansstaat empfindlich einschränkt. Bisher hat der Hansstaat monatlich 200,000 Francs gestiftet; fortan soll er jährlich nur 12,000—15,000 Francs kosten. Auch soll Borghese darauf sehen, daß der Haufe von Menschen (ce tas d'hommes driest Napoleon sich aus), der den Papst umgibt und dessen Schreibereien besorgt, vermindert werde. Das sei nothwendig, denn was der Papst thue, fließe von Gift über.

Ein Schreiben an den Generalpostmeister enthält die kündige Weisung, alle aus Spanien kommenden Briefe, nur die an die französischen Ministerien gerichteten ausgenommen, anzuhalten, zu öffnen und ihm, dem Kaiser, vorzulegen. Dem Kriegsminister wird der Befehl ertheilt, alle in Paris und in der Nähe, im Umkreise von dreißig Stunden, der Hauptstadt lebenden Engländer anzuweisen und den ferneren Wohnort der Einzelnen zu bestimmen.

Ungewöhnlich heftig ist der an Louis Napoleon, den König von Holland, gerichtete Brief gehalten. Der Kaiser äußert, indem er sich die gewohnten albernen Empfindsamkeiten seines Bruders verbittet, seine Entrüstung darüber, daß Diener des französischen Botschafters in Holland mißhandelt worden sind. Der Kaiser kündigt die Abberufung des Botschafters und dessen Ersetzung durch einen Geschäftsträger an. Diesem Brief, der, wie alle übrigen, von Napoleon diktiert, also von ihm selber nicht geschrieben ist, hat der Kaiser die eigenhändige Nachschrift beigefügt: „Antworten Sie mir mit keiner Ihrer gewohnten Nebensarien, deren Falschheit hier bewiesen ist. Das ist der letzte Brief, den ich Ihnen in meinem Leben schreibe.“

Von Spott und Hohn durchtränkt ist das nur wenige Zeilen umfassende Billet, worin der Kaiser seinem lieben Fouché mittheilt, daß ihm dessen Dienste nicht mehr gefallen. Fouché möge sich fortan auf seinen

Senatorposten beschränken, und im Uebrigen möge ihn der liebe Gott in seinen Schutz nehmen. Der Erzherzogliche Fouché der Fürsorge des lieben Gottes empfohlen, und zwar von einem Napoleon, das ist der Gipfel der Ironie. In Savary, der Fouché auf dem Posten des Polizeiministers ersetzt hat, schreibt der Kaiser, der sich inzwischen von Josephine hat scheiden lassen: Ich höre, daß in den Zeitungen, die sich übrigens mit allerhand Dingen beschäftigen, die sie gar nichts angehen, von Josephine Beauharnais, geborenen La Pagerie, die Rede ist. Ermitteln sie Diejenigen, welche sich einer so unpassenden Ausdrucksweise bedient haben, die Betreffenden sollen streng bestraft werden.

Auf die Zeitungen hatte Napoleon ein besonders scharfes Augenmerk. Am Vorabend seiner Hochzeit mit Marie Louise schrieb er an Fouché: Wachen Sie darüber, daß die Blätter keine der Ansprachen drucken, die an die Kaiserin gehalten werden, bevor Sie dieselben durchgesehen haben. Die Ansprache, die in Bar-sur-Ornain an sie gerichtet wurde, ist heller Lufium!

Ein Brief Napoleons I. an seinen Bruder den König Hieronymus von Westfalen vom 17. Juli 1809 lautet: „Ich habe einen Tagesbefehl von Ihnen (vous) gesehen, der Sie zum Gelächter Deutschlands, Oesterreichs und Frankreichs macht. Haben Sie denn keinen Freund bei sich, der Ihnen gelegentlich die Wahrheit sagt! Sie sind König und Bruder des Kaisers, das ist wahr, aber das sind für den Krieg lächerliche Berechtigungen. Man muß Soldat sein, Soldat und nochmals Soldat; man braucht weder Minister, noch ein diplomatisches Corps, noch Pomp; man muß an der Spitze seiner Vorhut bivakiren, muß Tag und Nacht zu Ross bleiben, muß mit der Vorhut auf den Nachrichtendienst ausgehen oder in seinem Serral bleiben. Sie führen Krieg wie ein Satrap. Haben Sie, bei Gott, von mir dies gelernt, von mir, der ich mich mit einer Armee von 200,000 Mann stets an der Spitze meiner Blänker befunden? Was ist geschehen? Man ist aufgebracht über Sie; Kniemayer hat mit 12,000 Mann sich über Sie lustig gemacht, über Sie und Ihre lächerlichen Anmaßungen. Sie haben viel Eigendünkel, wenig Geist, einige gute, aber durch Ihre Gedenhaftigkeit beeinträchtigte Eigenschaften, eine außerordentliche Einbildungskraft, und es fehlt Ihnen das Maß der Dinge. Hören Sie doch auf, sich lächerlich zu machen; senden Sie das diplomatische Corps nach Kassel; lassen Sie das Gepäck dem Train, und begnügen Sie sich mit Ihrem Tisch. Gehen Sie in den Krieg wie ein junger Soldat, der ruhmbedürftig ist, und bemühen Sie sich, den erreichten Rang und die Achtung Frankreichs und Europa's, die Sie betrachten, zu verdienen; und vor allem haben Sie doch Geist genug, um angemessen zu sprechen und zu schreiben.“

Wie man sieht, paßt auf Napoleon und seine Familie der bekannte deutsche Kalauer: „Er fürstete die Fürstenbinder und fürstete die Fürstenkinder.“ Seine übrigen Verwandten kamen nicht besser als Hieronymus weg. Ganz besonders hatte er es auf den Vater Napoleons III., den König Ludwig von Holland, abgesehen. „Ich bin erstaunt,“ so schrieb er ihm am 5. November 1806, „daß Ihr Königreich nur 6000 Mann Infanterie und 4 Schwadronen aufbringt. Das ist lächerlich. Es fehlt Ihnen die große Manier.“ Und am 21. September 1809: „Ich bedauere stets, Ihnen ein Königreich gegeben zu haben, das Sie nur benutzt

haben, um meinen Feinden zu helfen und Frankreich zu schaden.“ Höchst entrüstet war Napoleon darüber, daß Ludwig sich gestattete, den Adel wiederherzustellen. „Wie können Sie als französischer Prinz Ihre Eide verletzen, nachdem Sie geschworen, die Gleichheit unter den Völkern zu wahren! Ich will daher an diese Nachricht nicht glauben.“ Ein Jahr später aber scheint Napoleon sich darein schon geschickt zu haben; dagegen verbietet er ihm, Fürsten zu ernennen.

In einem Schreiben vom 6. Mai 1808 heißt es: „Ich lese in den Zeitungen, daß Sie Fürsten ernennen. Die Könige haben nicht das Recht, Fürsten zu ernennen; es bleibt das der kaiserlichen Würde vorbehalten. Falls Sie einen Adel einrichten, so können Sie Grafen, Barone, Marquis und Herzöge schaffen, obgleich ich dies in Holland, wenn diese Titel nicht früher bestanden, für überflüssig halte; aber Sie können keinen Fürsten ernennen. Sie würden mich sehr verdrießen, wenn Sie dies thäten. Meine Einrichtungen sind nicht dazu da, um lächerlich gemacht zu werden. Ich selbst habe keine Fürsten geschaffen, ohne ihnen ein Fürstenthum zu geben. Der Fürst von Pontecorvo hat ein unabhängiges Fürstenthum; der Fürst von Neuschatel, der Fürst von Benevent haben unabhängige Fürstenthümer; Cambaceres, Lebrun sind Fürsten als Großwürdenträger des Reichs; aber die Großwürdenträger einer einfachen Königskrone sind keine Fürsten. In Italien, dessen Bevölkerung dreimal so groß ist als die Hollands, habe ich keine Fürsten geschaffen, ich habe nur Großwürdenträger ernannt, die den Rang einfacher Würdenträger besitzen. Wenn Sie auf Ihrer Absicht bestehen, so werde ich öffentlich diese ungeheuerlichen Neuerungen in Abrede stellen. Was hat übrigens auch der Admiral de Winter gethan, um eine so hohe Auszeichnung — wenn Sie sie verleihen könnten — zu verdienen! Sie haben Marschälle geschaffen, die nicht das, was meine Brigadegeneräle gethan, geleistet haben! Am Gottes willen, machen Sie sich doch nicht allzu lächerlich!“

Mit großer Wuth verfolgt er die Frau von Staël; sie ist ihm eine elende Frau, eine Schurkin; und als er vernommen, daß der Prinz August von Preußen gegen ihn in Berlin zettelt, bemerkt er satirisch: „Das wundert mich nicht, denn er hat keinen Geist. Er hat keine Zeit mit dem Kurmachen bei der Frau von Staël verloren und dabei nur schlechte Gründe eingelesen. Sagen Sie ihm, daß ich ihn bei der ersten Gelegenheit in ein Schloß einsperren und ihm die Frau von Staël zum Trost schicken werde.“ Gleich der Frau von Staël waren ihm auch sonst die Schriftsteller und Journalisten verhaßt; letztere wollte er unbedingt nach seiner Pfeife tanzen lassen. Er nannte sie Canaillen und Schurken und bedrohte sie mit Festungshaft auf der Insel Saint-Marguerite. „Jeder Zeitungsredacteur“, so schrieb er, „muß wohl oder übel ein Beantwörter sein. . . Ich schide Ihnen (an Fouché gerichtet) eine Nummer der „Gazette de France“, wo Sie einen neuen Artikel aus Berlin finden. Ertheilen Sie nach Empfang meines Briefes den Befehl, den Redacteur ins Gefängniß zu werfen, und ernennen Sie einen andern an seine Stelle.“ Späthig geradezu ist seine Behandlung der Schauspieler. Im Jahre 1807 schrieb er an Fouché: „Ich sehe, daß der Fay benamsete Mime (histrion) von dem Präfecten als Intrigant und gefährlicher Störenfried bezeichnet wird. Falls sich dies auf seine politischen Meinungen bezieht, so lassen Sie ihn fest-

nehmen und peitschen, wie es eine solche Canaille verdient, wenn sie sich in wichtige Sachen einmischet." Für die auswärtigen in Paris beglaubigten Diplomaten hat er nicht die geringste völlerrechtliche Achtung; dagegen geräth er über die kleinste Jurisdiktion seiner auswärtigen Diplomaten sofort in den Harnisch. „Werfen Sie doch dieses Vieh (animal) aus Paris heraus — schrieb er bezüglich des Vertreters Preussens —, meine Polizei kennt keine Botschafter. Ich bin Herr in meinem Hause. Wenn mir jemand verdächtig wird, lasse ich ihn festnehmen. Ich würde selbst den österreichischen Botschafter verhaften, wenn er gegen den Staat etwas anzettelte.“

### Recensionen und Notizen.

Eine Volksheilige, „St. Kumerus“. Von Frid. Plant.

„Tirol hat vor anderen deutschen Gebieten den Vorzug, daß Land und Leute, Sitten und Bräuche, Berg und Thal, die mannigfaltige Ortsart mit ihren Palimpsesten von Einheimischen und Fremden in eingehendster Weise beschrieben sind. Kätier, Kelten, Romanen und Deutsche, Slaven im Pustertal und Wälsche, von Ala und Rovereto (dem Eichwald roburatum) immer nördlicher dringend, haben nach und neben einander in dieser Bergwelt Besitz ergriffen. Diese Volksvereinigung hat gerade zur Sprachforschung Anlaß gegeben, und Dr. Steub hat die Kätier als Stammverwandte der Strurier lokalisiert; seitdem sind freilich manche Sprachwurzeln als keltisch erwiesen worden. Auch das Religionsstudium ist hier lohnend; so haben die bayerischen Einwanderer, da sie noch Seiden waren, in Meransen den Dienst der drei Koranen hinterlassen, der Jahresföchter und Schicksalsmächte in aller Welt. Nicht weniger interessant ist die urweltliche Verehrung der „heiligen Kümmerin“, jener gekreuzigten, bärtigen Jungfrau, welche der Predigt vom Kreuzigten nicht wenig Vorschub leistete, den Hollandisten aber völlig unverständlich blieb. Sie machten sich nicht klar, daß im Religionsgebiete nichts untergeht und manche erhabene Gestalt der Vorzeit nicht bloß im Volksmunde, sondern selbst kalendariisch fortlebt. Allerwärts in Deutschland ist ihr Bild verbreitet, in Kirchen und Klöstern sowohl in Freskobildern als Tafelgemälden erhalten, am meisten aber in Altbayern und Tirol, wo das Volk die größte Anhänglichkeit an die Religion bewahrt. Prof. Sepp widmete derselben in seinem Sagenschätze nicht weniger als hundert Seiten, und hat zuvörderst linguistisch die Aufstellung gemacht, daß wir Deutsche ihren Namen uns nur sprachlich mundgerecht machen wollten. Es steht wie mit Pontifex, welchen man sich als Brüdenschläger verständlich machte (Casaulx) und doch ist der Consonant nur eingeschmuggelt für Botifex, Oberpriester, wie in Mongolen, Ungarn für Mogolen, Ugaern. Im ägyptischen Sais trug die Weltmutter, nach Bildwerken gleichfalls androgyn den Beinamen Komre. Wie man an ihrem Bilde las: „Meinen Schleier hat noch niemand gelüftet, und die Frucht, die ich geboren, ist Sonne geheißt,“ so stellt sie auch dem Namen nach sich als vorbildliche Jungfrau dar. Kumari heißt im Sanskrit die Virgo virginum, Abi Kumari, das erste Weib, war ein Beinamen der Parvati. Sie, die Weltseele, hat zum Gegenbild den Kriegsgott Kumara, nach welchem, wie nach der kimmerischen Jungfrau, sich die Kimmerier, Kimbern und bretonischen Kymri nannten, eigentlich Jünglinge. Das Kriegsvolk wird mit Recht „Kinder“ angesprochen, es ist griechisch nach Jon, türkisch Jami = infans, wie Janitscharen und unsere Infanterie benannt. Doch das sind alte Geschichten. Kumari (bei Hesychius Kimmeris) tritt uns hier als Kriegsgott und Amazonengöttin näher, ihr Dienst verbreitete sich im ganzen Abendlande und ist reichlich bei Romanen, Deutschen und namentlich Belgiern nachweisbar; es gibt unzählbare Orte, welche ihr Bild mit dem Geiger (Apollo) zu Füßen bewahren, und wo immer ein solches sich findet, verdient es die höchste Beachtung. Unser Freund Fridolin Plant hat nun in Tirol Umschau und Suche gehalten,

wo die Virago mit dem goldenen Schuh noch bis vor hundert Jahren nachgemalt wurde. In Luffa wird Volto santo auf den hl. Nikas zurückgeführt. Kein Museum sollte so ein Imago entbehren, es gibt deren in Stein und Holz, immer mit der gleichen Legende und dem Namen Kumerana, Dufkomera. Sie ist die Mater dolorosa des Alterthums und führt uns in die älteste Religionsgeschichte ein. Die „heilige Kümmerin“ ist keine Elementargestalt, etwa Gewittergöttin, sondern kosmisch zu fassen, aber man muß es im Zusammenhang der Sprachen, der übereinstimmenden Mythen und der Religionsgeschichte verstehen. Obige Broschüre ist in Meran im Verlage des Herrn Verfassers erschienen und dürfte nächstens eine neue Auflage erfahren.

The Jesuit Relations ed. by R. G. Thwaites. Vol. I. 18 Sh.

„Unter diesem Titel zeigt das Verlagsgeschäft von M. Spirgatis in Leipzig (Marienstr. 23) im Februar-Berichte d. J. über „neue Orientalia“ eine für die Missions- und Ordensgeschichte sehr wichtige Publikation an. Es handelt sich um die Wirksamkeit der Jesuiten in Amerika; kein Abschnitt der Geschichte Amerikas ist bedeutender, als der, in welchem die Jesuiten mit ihren „Reductionen“ ein staatsbildendes und volkswirtschaftliches Talent ersten Ranges bewiesen haben. Je schwerer zugänglich, je zerstreuter das Quellenmaterial ist, aus dem geschöpft werden muß, desto dankbarer müssen wir für diese Arbeit sein, die zugleich eine glänzende, unverdächtige Rechtfertigung des viel geschmähten Ordens sein wird. Der Jesuit war in den wilden und unwirthlichen Gegenden Canadas und Nordamerikas Forscher, Missionär und Pionier der Cultur; noch mehr, er war auch ein liebevoller, gewissenhafter und ausdauernder Geschichtsschreiber. In der Reihe herrlicher Briefe, worin die gottbegeisterten Verkünder des Evangeliums ihre Mühen und Hoffnungen ihren Angehörigen, vor Allem ihren Ordensoberen mitgetheilt haben, findet der heutige Geschichtsforscher werthvolle historische, geographische und culturgeschichtliche Angaben. Das Werk, welches alles Auffindbare sammeln will, wird in der Geschichtskunde Amerikas seines Gleichen nicht haben und einen Markstein für alle Zukunft bilden. Es wird 60 starke Bände (Preis je 18 Sh.) umfassen, die einzeln nicht verkauft werden; jährlich sollen drei bis vier Bände erscheinen, die durch oben genannte Leipziger Buchhandlung zum angegebenen Preise bezogen werden können.“

Brechten Marga, Franz von Wenden: Novelle (Dasbach's Novellenkranz, Bd. 30). Trier, Paulinus-Druckerei, 1897. 8°, 190 SS. M. 0,75; geb. M. 1,00.

Wohl die schönste und spannendste Novelle, die Dasbach's Novellenkranz eingefügt wurde, ist „Franz von Wenden“. Am Krankenbette des Banquiers Brunn lernt der junge Arzt Franz von Wenden dessen Tochter Elma kennen und heirathet sie. Während der Hochzeitsreise fallt sein Schwiegervater, stirbt und läßt das junge Paar ohne Vermögen, angewiesen allein auf die kümmerliche Praxis des Arztes, zurück. Ein Mißverständnis, Folge von Eifersucht, entzweit die liebenden Gatten. Während Franz seine Gemahlin verläßt, um in England eine Erbschaftsangelegenheit zu regeln, und in ihrer Abwesenheit nach Haus kommt, findet er ein Briefchen eines jungen Mädchens an seine Frau vor, das er aber durch Eifersucht geblendet von seinem Nebenbuhler geschrieben glaubt. Schnell verläßt er das Haus und reist nach Berlin, wo er sich als Professor Umhaus niederläßt. Während 10 Jahren hofft die unschuldige Gattin, nimmt den Sohn einer sterbenden Wittve an Kindesstatt an, und ist es diesem vorbehalten, die entzweiten Herzen wieder zusammenzubringen. Joseph Behrbach, so heißt der junge Mann, wird Arzt in Berlin, trifft und befreundet sich dort mit Professor Umhaus und erzählt ihm von der Liebe seiner Pflegemutter zu ihrem verlorenen Gatten. Der Weihnachtsabend vereinigt Franz und Elma wieder. Das eifersüchtige Mißverständnis ist gelöst, und Glück und Friede stehen endlich wieder in die Herzen der Kämpfenden ein.

Verantw. Redacteur: W. Haas in Augsburg. — Druck u. Verlag des Lit. Instituts von Haas & Grabher in Augsburg.